

# Die Neue Welt

Nr. 22

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1901

## Der Förster von Konradsreuth.

Roman von Nicolaus Krauss.

(Fortsetzung.)

Die Augen des Alten hingen noch immer an dem Walde. „Ja, aber zur Zeit war der alte Hasenrichter da, bei uns. Auch ein tüchtiger Mann!... Aber ein bißl gern trinken hat er halt... Bierzehn Halbe auf einen Sitz in der Plunken!... Na ja, zur selbigen Zeit war das Erdäpfelessen noch nicht so Mode... Da hat Einer was vertragen können...“ Er holte geräuschvoll Athem...

„Das viele Reden strengt Euch doch zu sehr an,“ meinte der Förster.

Der Kranke schüttelte den Kopf. „Das schadet mir nichts mehr... Haben E. nichts g'hört?“

Er lauschte nach dem Fenster hin. Draußen scharrten und räumten die Hühner. Plötzlich erkünte schrill und häßlich das Krähen einer Henne. Alle sahen einander an.

Der Alte hatte die erschreckten Blicke bemerkt, nickte und sagte: „Na? ... Die sagt's ja auch!... Ich hab' gern g'lebt...“

Seine Finger suchten nach Gruber's Hand, ein Flehen lag in der verblühenden Stimme. „Gelt, Herr Förster, Sie verlassen uns nicht? ... So lange ich denken kann, haben wir hier zusammengehalten... Herr Förster! ... Und der Walz, was, Herr Förster, der Stadtrath, der kam... uns Alle... der... Bauernrommel!...“

Der Kopf sank zurück. „Bist da... Vater? ... Ich komm' schon!...“

Noch einmal griffen die Finger in die Dose. Der Arm hob' sich langsam. Plötzlich fiel er zurück. Ein Zittern lief durch den Körper, die lange Gestalt streckte sich.

Mit einem Aufschrei brachen die Frauen am Bette zusammen. Hinten beim Ofen drängten sich weinend die Kinder. Dem Holzhauer rollten die Thränen über die Wangen, daß eine die andere schlug.

Nur der Förster blieb aufrecht. Er schloß dem Todten die Augen und fuhr liebevoll über sein Antlitz.

„Warst ein braver Mann, Kaspar Frank... ein braver Mann!... Hast ehrlich und rechtschaffen Dein Tagewerk gethan... kannst ruhig schlafen!...“

Seine Stimme zitterte... „Möge uns Allen ein solcher Tod bescheert werden... Amen!“

Lene mußte sich erst ausweinen. Das war Alles so schnell gekommen, so plötzlich. Gestern erschien der alte Mann noch gesund und kräftig wie ein Junger, und er hatte sich hingelegt und war gestorben, wie man sagt: „Jetzt werd' ich schlafen gehen!“... So einfach Alles und wie selbstverständlich!... Ohne Todeskampf war er dahin-

gegangen, mit einem Lächeln auf den Lippen... Was waren das für Menschen!...

Der Förster stand am Fenster. Nur um die Krone des blühenden Birnbaumes, der aus dem Grasgarten über den Baum sich herüberneigte, spielte noch ein heller Schimmer.

„Gruber, so sag' doch mir, wie konnte er denn wissen, wann er...“

Der Förster blickte starr nach dem Garten. Langsam fielen die Worte von seinen Lippen:

„Er war ein Ganzer!... Bierzehn Jahre haben sie ihn beim Militär 'rungezogen; drunten in Italien, in Ungarn, in Polen, ganz hinten an der russischen Grenze; in den öden Garnisonen der Friedenszeit, in elenden Nestern, wo die Leute Salz von den Soldaten bettelten, und auf Märschen, die ein Vierteljahr dauerten. Und am ersten Tage, nachdem er frei geworden, war er mit der Hacke wieder im Walde... Bierzehn Jahre!...“

Er wandte sich nach seiner Frau, seine Stimme schwoll: „Weißt Du, was das heißt? ... Bierzehn Jahre Faulenzen und Luderleben und trotzdem brav geblieben! ... Ja, der war wie Gold! ... Fünfzig Jahre war er Holzhauer. Hast Du ihn vor vierzehn Tagen etwas angesehen? ... Als ich vor fünfzig Jahren hierher kam, gab er mir die Hand. Förster und Holzhauer gehören zusammen,“ sagte er. „Gilt's...“ Es hat gekostet die ganze lange Zeit her... Es war ein Holzhauer, aber er hatte Ehre im Leibe!...“

Gruber schlug sich mit der Faust vor die Brust, daß es köcherte.

Vom Stalle her tönte das Brummen der Kühe, denen die Magd das Futter reichte. Lene gab es einen Miß. Sollte sie es wagen? ... Sie mußte wohl, Zeit war nicht mehr viel zu verlieren... Mit beiden Händen fuhr sie sich über ihr rothes Gesicht. Dann sagte sie:

„Gruber, ich möchte Dich was fragen... Geh, setz' Dich einmal an den Tisch... Ja!... So!“

Sie zögerte und würgte etwas. Da fuhr es ihr heraus:

„Die Leute, die fremden Arbeiter mein' ich, kommen wohl bald...“

„Wahrscheinlich diese Woche noch... Ich kann nichts mehr machen. Du hast ja g'hört, was der Forstmeister g'sagt und angeordnet hat...“

„Ja, da müssen wir uns doch einrichten...“

„Einrichten? ... In den Schuppen und die Holzkammer wird Stroh gelegt, und damit Punktum!... Aber Schlafgeld müssen sie zahlen! Ich werd' nicht umsonst die Unordnung und den Trubel in meinem Hause dulden...“

Lene blickte zur Seite.

„Wo sollen denn die Leute essen?“

„Was geht das mich an!... Meinetwegen beim Teufel seiner Großmutter!...“

„Aber Gruber, es sind doch Menschen!...“

„Sind sie!... Ja wohl!... Und ich hab' garnichts gegen sie!...“

Lene fuhr gleichmäßig fort:

„Hier kann Niemand für sie kochen. Es ist Keiner darauf eingerichtet, und sie könnten es auch nicht, selbst wenn sie wollten... Es sollen ja meistens Böhmen sein... Und mitbringen thun die Leute auch Niemand...“

„Wer hat Dir das gesagt?“

„Der Hoffmann!“

„Der Hoffmann!...“ Gruber pffif durch die Zähne... „So... so!... Wie kam er denn dabrauf?“

Die Försterin legte ihre Hand auf den Arm ihres Mannes und hielt ihn fest. Dann sah sie ihn voll an und fragte:

„Gruber willst Du dreihundert Gulden wegwerfen?“

„Ich?... Nein!...“

„So viel verlieren wir, wenn ich nicht für die Leute koche...“

Der Förster sprang auf.

„Daß Du Dich nicht unterstehst!...“

„Warum?“

„Weil ich es nicht will!... Fertig!...“

„Leicht gesagt! Warum willst Du nicht?...“

Sie wurde immer hartnäckiger.

Er hielt ihr beide Fäuste entgegen.

„Weil ich nicht als Baumklopp vor den Leuten herumlaufen will, vor den Stadträdern am allerwenigsten! Ich hör' sie schon sagen: ‚Seht, jetzt hat er sich so gestemmt und jetzt schöpft er das Fett ab...‘ Ich duld's nicht! Ich schmeiß keinen Kreuzer weg, aber meine Ehr' laß ich mir nicht abkaufen!...“

Lene sah im Zwielticht, wie seine Augen sich mit Blut füllten.

„Der Bernhard hat mir auch zugeredet. Der ist auch Förster und weiß...“

„Bernhard?... Ja so, der Plant!... Der?... Einen blauen Zwirn versteht der!... Wer wär denn sein Vater?... Ein Bauernförster! Ein Tagelöhner... ein Knecht der Kreuzerschnapper!...“

In der Frau schoß der Born empor. Sie schluckte und schluckte. Ihre Stimme zitterte.

„Bauern sind auch Leut!“

„Soll sein...“ kam es vom Ofen her. „Soll sein!... Aber was für Sorten!...“

„Gruber?!...“

Er trat näher.

„Leute giebt's viele auf der Welt ... Gute Leute ... brave Leute ... warum denn nicht? ... Aber Ehre haben sie keine! ... Wie Hunde laufen sie hinter dem Stück Brot her ... und wenn man will, wedeln sie ... Was bin ich denn, ohne das hier,“ — er schlug sich auf die Brust — „das mich zum Manne macht, zum freien Manne? ... Ein Hungerleider ... schlechter bezahlt, als der elendeste Schreiber in der Stadt! ...“ Er faßte mit der Hand nach dem Ofenkruz. „Ich Narr! ... Wie könnt' ich glauben! ...“

Gene wußte sich nicht mehr zu helfen. Feurig tanzte es ihr vor den Augen.

„Ich hab's dem Hoffmann schon versprochen! ...“  
Es ward still in der in Dämmerlicht verfinsterten Stube.

Pflichtlich knackte das Ofenkruz; die Hand, die es drückte, mußte Nervenkräfte besitzen. Tonlos kam die Stimme des Försters: „Versprochen? ... Was man versprochen hat, muß man halten! ...“

Und mit einem Male losbrechend: „Thu', was Du willst! ... Aber ich will mit dem Kram nichts zu thun haben! ... Nichts! ... Hörst Du? ... Garnichts! ... Morgen schreib' ich's den Herren! ...“

Gene sprang ihrem Manne an den Hals.  
„Graber! ... Georg! ...“

Er wehrte sie ab. „Was soll die Magd denken, wenn sie hereinkommt?! ... Du hast mir weh gethan! ... Aber die Schuld trifft mich! ... Ich hätte bedenken sollen, daß Du so etwas nicht verstehen kannst, und ich hätte ...“

Er machte eine abschüttelnde Handbewegung und verstummte.

Die Frau fühlte sich verletzt. Aber in ihrem Herzen jubelte es. Sie hatte ihren Willen durchgesetzt. Es mußte zum Guten ausschlagen, für sie und für ihn. —

Am Mittwoch wurde Kaspar Franz begraben. Es war ein stiller Tag, voll Sonne und klarer Luft. Alle Holzhaner hatten Feiertag gemacht. In ihren grünen oder braunen Manchesterhosen und kurzen Spensern kamen sie zum Trauerhaufe. Bald hinterließen sie mit ihren Frauen und Kindern die große Stube. In der ersten Reihe des Trauerzuges. Und ein Jeder kam und spritzte auf den Leichen geweihtes Wasser. Dann wurde der schwarzgekleidete Sarg eingeschlagen. Frauenweinen brach durch das leise Wimmern.

Andres Raibl machte den „Prokurator“. Unter der Thür ließ er den Sarg von den Trägern niederlegen und sprach:

„So laßt unseren Bruder Abschied nehmen von seinem Hause, seiner Heimath!“

Die Träger hoben etwas den Sarg und ließen ihn zweimal auf die Thürschwelle zurückfallen, daß die Gestalt eines schiefen Kreuzes entstand.

Den Steig hinauf wurde die Leiche getragen. Draußen auf dem Sträßchen stand der frisch gewaschene Arbeitswagen des Kleinbauers Strunk; zwei Ochsen waren ihn vorgespannt, auf einigen überhohelten Brettern saß der Sarg Platz. Als Andres Raibl vor den Wagen getreten war, begann die Fahrt. Hinter dem Sarge schritten die Söhne und erwachsenen Enkel des Verstorbenen, mitten unter ihnen der Förster mit seinen Adjutanten. Dann kamen in kurzen Abstand die Frauen und Kinder, unter ihnen Peter. Die Thränen waren versiegt. Langsam schritt man dahin, die Männer hielten ihre Mützen und Hüte in der Hand, kein Wort wurde laut.

Raibl war auf sein Prokuratoramt sehr stolz. Um seinen Gang gewöhnlicher zu gestalten, hielt er nichtspitzige Hufeisen an und zu auf einem Fuß etwas länger aus. Ein Keel ging dann durch den ganzen Zug. Die Männer hielten sich mit einer leichten Kopfschüttelung, den Frauen aber schloß der Kopf vor, und ein Schweige entstand, wie in einem Scherenschnitt, über das der Wind strich.

Es rief man langsam die Höhe hinauf. Nichts Helles war in dem Zuge als die weißen Hemdenröcke des Struben, der den Wagen führte. Ueber das schiffende Meer gingen die Leichen capar, halb verlor man fast irgendwoher der Schlag einer Wachtel, von den Gräbern und Häusern zog der starke Duft des Thymians. Den Zug waren, von Stunde zu

Stunde, flog ein kräftiger Vogel mit rothem Rücken und starkem, gebogenem Schnabel. Auf dem höchsten Zweige saß er; ohne sich zu rühren; aber sein kluges Auge maß und schätzte die Entfernung und plötzlich that er einen Nieder und flog: ein Neuntöbter. Die Holzhaner kannten ihn alle, den Einsamen, von dem die Rede ging, daß er Menschenverstand besäße, und verfolgten mit schener Neugier sein Gebahren.

Die Sonne stieg höher, die Gesichter rötheten sich, aber die Zungen blieben noch immer gefesselt.

Als man in den Hohlweg beim Tremitzer Kreuz einbog, vernahm man das taktmäßige Getrapp zahlreicher Menschenfüße. Für einen Augenblick stockte der Zug. Und schon kamen sie heranmarschirt, in Reihen zu vier wie Soldaten, lauter kräftige Männergestalten mit fremden Gesichtern und funkelnden Augen. Ein beladener Wagen folgte ihnen, es blühte darin wie von Stahl und Eisen. Vor dem Zuge schwenkten sie nach rechts und links ab, stellten sich auf und zogen die Mützen.

Gene erhaschte einen Blick ihres Mannes. Es stand darin, was sie selbst dachte: Das Alte ging, das Neue kam. —

V.

Das ganze Haus schwärmte. Als Erste war Gene aus den Federn, dann wurde der Förster wach, und es dauerte garnicht lange, so kam der Holzhändler, den man broden in der Erkerstube einquartiert hatte, „gestieft und gepornt“ in seinem chocoladenfarbigen Ueberrock die Stiege herab. Im Hofe rumorte es, aus allen Thüren traten Männer mit struppigem Haar und noch halbverschlafenen Augen. Mit dem Melkkußel in der Linken stand die Hofel „auf dem Trepp“ vor der Hausthür und lachte, daß ihr die Seiten schütterten ... Das war ein Leben! ... Draußen knarrte ununterbrochen die Pumpe. Einer zog den Schwengel, ein Anderer hielt den Kopf unter die Ausflußöffnung, prüfete und rief und schrie und schimpfte, wenn ein stärkerer Strahl ihm die Brust überschwenkte. Alljogleich stand ein anderer an seiner Stelle ... Das war wirklich ein Leben! ... Der Hofel gefiel es. So viele junge kräftige Männer! Sie die nie einen Viehhäber gehabt, hätte jetzt nur die Hand auszustrecken brauchen: An jedem Finger einen! Aber die Hofel war schlau und verständig. Sie war nie schön gewesen, und sie wußte es ... Und dann daß sie mit so einem kleinen Fragen ... und der Vater war fort, und kein Mensch wußte wohin! ... Hofel lachte: Ja, auf ein bißl Abdrucken kam es ihr nicht an. Da blieb nichts hängen. Wenn aber einer zugreifen wollte — für den erhaltenen Puff bedankte er sich nicht. Sie hatte eine aufständige Faust, eine von denen, die der Spruch malt:

Sie ist, Thoma,  
Das is mei(n) Hammal!

Die zwei Borarbeiter kamen zum Frühstück in die Stube. Der Händler aß mit ihnen. Beständig hatte er das Wort, bat, stichelte und trieb an.

„Die Leute kommen schon wieder zu spät an die Arbeit! ... Sitbral, Sie haben Ihre Arbeiter in der Hand, treiben Sie sie doch an! Ober trauen Sie sich nicht? Dann werde ich es Ihnen einmal vormachen, mein Lieber! ... Die Akkordlöhne sind hoch! ... Ach, es ist himmelschreiend! Das schöne Geld, und es wird nichts fertig! ... Meine Gesellschaft zahlt ja ein halbes Vermögen für jeden Tag, den sie mit den Schwellen zurückbleibt! Glauben Sie denn, der Fiskus wartet? Der ist nicht so dumm wie wir! ... Sitbral, Mensch, so reden Sie doch! ... Das sitzt hier und kaut und schluckt und schmeißt ...“

Der Borarbeiter that den Mund auf und sagte, ohne sich im Rausen stören zu lassen: „Geschicht ... sich Alles ... was sich kann!“

„Was sich kann ... was sich kann! ... Das ist zu wenig ... viel zu wenig! ...“

Hoffmann sah sich nach dem Förster um, ihn als Edeshelfer zu gebrauchen. Aber Gruber hielt sich, seitdem die Fremden in sein Haus gefallen, stets im Nebenzimmer auf und ließ sich nicht sehen. „Himmelschreiend! ... Zwei Stunden ist schon die Sonne herans! ...“

Hoffmann bemerkte, wie die Hofel und Abjunkt den großen Kaffeetessel hinaustrugen. schlug die Hände zusammen.

„Ja ... meine Herren! ... Das ... das mich trifft der Schlag! ... Jetzt essen die erst! Meine Herren, so gehen Sie doch hinaus! ... werden doch bezahlt dafür! ...“

Die Borarbeiter verließen das Zimmer.

Sofort schob Hoffmann das Geschirr zusammen und fuhr mit beiden Händen in die Taschen. Eine große, dicke Brieftasche brachte er hervor, einen Korb und ein ganzes Häuflein Notizbücher. Und setzte sich zurecht, blätterte, brummte, schrieb, rechnete. Er verglich, rechnete und schrieb, wie im Trabe. Der Förster ging mit kurzem Gedächtnis durch die Stube, um seinen Waldgang anzutreten. Der Händler sah kaum auf, schrieb und rechnete. Die Ziffern stöberten auf's Papier, wie Schneeflocken beim Westwind. Im Schwarzholz stürzte die Hofel, die Erschütterung lief Hoffmann unter Füßen hinweg, er rechnete. Zu Thümen bar sich die Zifferkolonnen empor, kaum konnten Finger den kleinen, abgeschriebenem Bleistift halten, der Händler rechnete weiter. In eine hufchte jetzt eine Zahl, eine andere erschien und behäbig mitten im Blatte. Der Bleistift fieber. Plötzlich sprang der Händler auf und fuhr sich die Haare. Aber alljogleich saß er wieder. Finger suchten in den Taschen, die Notizbücher kollerten durcheinander, wurden ungestillt und den Kopf gestellt ... Ein tiefer Athenzug ... es war nur ein Firtum! ...

Und weiter lief der Bleistift. Allmählig rückte sich das glatte, volle Gesicht des Mannes mehr und mehr. Schlohweiß leuchtete das buschige Haar. Als Gene eintrat, lag ein behäbiges Lächeln um breiten Lippen.

Im Handumdrehen waren die Büchelchen verschwunden. Und schon kam es aus dem Mund des Händlers:

„Nun, wie geht's, Frau Förster? ... Drum er immer noch, der Herr Gemahl?“

„Brummen nicht, aber ...“  
Hoffmann gestikulirte mit Händen und Füß zugleich. „Nicht zu glauben! ... Einfach zu Schreien! ... Da schimpft Einer, weil er Geld verdient, schönes, bares Geld ... und auf reelle, ständige Weise! ... Wissen Sie, ich habe so Vieles erlebt mit diesen Waldteufeln — verzeihen Sie — aber so etwas? ... Neel! ...“

Er wartete eine Weile, wie um das We abtschmurren zu lassen. Plötzlich sagte er:

„Und Sie, Frau Förster, sind auch keine schätzfräulein! ... Ja, das behaupte ich! ... Warum Sie nehmen Backstaumen erster Güte. Die Sie wissen das ja garnicht zu schätzen! Nehmen die Hundertzwanziger! Da können Sie statt ein je zwei geben, die Leute sind zufrieden, und profitieren einen Nickel mehr. Hab' ich Recht? Mit dem Mehl ist es gerade so. Ich weiß so von der überreichlichen Küche, daß man zu Knödeln keinen Kaiseranzug nimmt — wenn man ein schäfft machen will. Sie nehmen ja auch kein Mehl! Aber Sie legen zu viel an. Also — Sie schuldigen — wieder eine Dummheit ...“

Gene stützte die Linke auf den Küchentisch. sagte ruhig: „Ich thue, was sich gehört, Hoffmann!“

„Was sich gehört! ... Ja — ja — ja! den Geschäftsmann gehört sich garnichts! Verdienen muß er, verdienen, oder er kommt unter den Wägen! ... Daß er oben bleibt, das gehört sich für ihn! Manche Beamte denken ja — hm! — etwas and' Herrrrr, was denken Sie?! ... Meine Ehre! So sagen sie, wenn Andere dabei sind ... Pf! ...“

Er drückte den Bleistift an den Mund, die Stimme fiel plötzlich um einige Töne, ganz r fragte er:

„Frau Förster, wollen wir nicht noch ein schäfft miteinander machen?“

Gene sah ihn fragend an.

„Erschrecken Sie nicht! Der Herr Förster br garnichts davon zu erfahren. Das bleibt unter Es geht auch meine Gesellschaft nichts an ...“

Das ganze Meißig des Schwarzholzes... Geben Sie dreihundert Gulden, und es gehört Ihnen... Der Händler sah, wie die Hagler in den Augen der Frau aufzuckte. Er hat noch biederer Mannischer. Die Bauern nehmen es Ihnen mit Aufbruch. Es können fünfshundert Haufen werden, auch mehr; vierhundert sind es todlicher... Kommt Ihnen der Haufen noch nicht einmal auf einen Gulden... Rene zögerte. Einen Augenblick dachte sie an den Förster. Aber das ging ihn wirklich garnichts an. Dann überlegte sie. Wenn das Geschäft so sicher war, warum machte er es nicht selbst? Hoffmann wurde noch offener. Bezahlen brauchen Sie mich erst, wenn das Geld herein ist... Die Försterin fiel ihm in die Rede. Und warum verkaufen Sie es nicht selbst? Der Händler lachte. Das Meißig mußte so schnell als möglich fort, weil es die Arbeiter hinderte. Das sagte er aber nicht, er meinte gleichmüthig: Sa sehen Sie, wissen Sie, Frau Förster, so eine öffentliche Versteigerung... das dauert immer eine Weile. Und die Bauern lesen so wenig Zeitungen... Eine Schereerei will ich vom Halse haben... Darum!... Bei Ihnen ist es etwas Anderes... Sie stammen ja aus dem Egerlande. Bei Ihnen kostet es einen Boten, nichts weiter. Auch den will ich bezahlen, wenn es sein muß. Er hielt die offene Hand über den Tisch. Abgemacht? Ich möchte Ihnen heute Abend Antwort sagen... Won!... Machen wir!... Fragen Sie nur erst Ihr Faktotum, den Adjunkten. Der wird Ihnen sicher nicht abreden... Ein strammer Kerl überzeugs... kein solch' Drummbar... Was?... Ich habe nichts gesagt... Hüh! Er sah nach der Uhr und stand auf den Füßen. Auf Wiedersehen! Draußen bei der Pumpe schnippte er mit den Fingern, zog sein Taschentuch und machte einen großen Knoten. Dem Stibral sagen, daß er die Spigen gut ansäßen läßt; vielleicht nimmt das Försterweib auch noch das Briggelholz. Die Försterin saß an einem der hinter dem Schuppen aufgeschlagenen Tische und zählte das für die Mittagsmahlzeit eingenommene Geld von einem Keller in den anderen. Als sie damit fertig war, nickte sie. Es stimmte. Diesmal hatte sich auch der kleine Blatternarbige, der sich sonst gar zu geru zu brüden versuchte und dann that, als hätte er in seinem ganzen Leben noch kein deutsches Wort gehört, ohne Aufforderung „ehrlieh gemacht“. Die Frau stellte den leeren Keller über das Geld und sah auf. Der Adjunkt rückte sein Gewehr zurecht und fuhr fort: Ich kam Ihnen nur zureden, Frau... Wenn ich dem Stibral ein gutes Wort gebe, wegen der Spigen und dem Ansäßen, bringt der Haufen sicherlich seinen Gulden und fünfzig... Und wenn's schief geht? Unsinn!... Wenn ich Geld hätte!... Nehmen Sie doch auch die Spähne hinzu... was von den Schwellen abfällt. Aber morgen sofort die Hofel in's Egerland schicken, sofort!... Rene sah ihn lächelnd an; er war ganz Feuer und Flamme. So sehen Sie sich das Meißig und den Holzschlag doch einmal an!... Das kostet ja nichts... Der Förster ist hinten am Langhau bei den Reichsdeutschen... Das war vernünftig. Die Frau trug das Geld hinein und kam nach kurzer Zeit ohne Schürze, aber mit einem leichten Tuch um die Schultern zurück. Sie gingen. Zwanzig Schritte vom Hause merkte Rene schon den eigenthümlichen Geruch. Wie wenn Holzschleifen auf der erkaltenden Herdplatte langsam bracketen. Und mit jedem Schritte kam der Harzgeruch stärker, man fühlte ihn ordentlich, schmeckte ihn auf der Zunge, so war die Luft mit ihm gesättigt, und mit dem erfrischenden Duft zerquetschter, erriebener Föhrennadeln. Ab und zu piff es durch die Luft wie von tausend Reitschenschnüren, dann

ein polternder Fall, daß die Erde nachzitterte. Bald hörte man das Kreischen der Sägen und den Takt-Schlag der Axt; sie mußten sehr scharf sein, der Ton kam hell und ohne Wiederhall. Sie arbeiten wie die Bären, diese Böhmen... sagte der Adjunkt. Und Alles Alford!... Sie verdienen ganz schön... Da würden unsere Holzhauser Augen machen!... Sie müssen auch verdienen. Es kommen in jedem Jahre Wochen, wo für sie nichts zu thun ist. Etwas Anderes als Holz schlagen und aufbereiten verstehen sie nicht... Keinen Graben ziehen... keine Pflanze versehen... (Fortsetzung folgt.)

## Deutsche Sonnenfürsten.

Von Konrad Roester.

In den Jahren, als über Frankreich in den furchtbaren Stürmen der großen Revolution die Sündfluth hereinbrach, der Königthum, Adel und Kleriker zum Opfer fielen, da prägte ein jacobinischer Konventsabgeordneter das geflügelte Wort: Die Geschichte der Könige ist das Martyrologium (die Leidensgeschichte) des Volkes. Mit epigrammatischer Kürze zieht dieser Ausspruch schroff, aber nicht ungerecht die Lehre aus Frankreichs traurigen Erfahrungen mit dem absoluten Königthum, jenem keine Beschränkung seiner Machtvollkommenheit und Willkür durch Volksrechte, Gesetze und Sitte anerkennenden Gottesgnadenthum, wie es in Frankreich und mehr oder weniger in allen Ländern Europas während des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts sich breit machte, in Frankreich mit dem Jahre 1789 verschwand und seit diesem denkwürdigen Zeitpunkte allenthalben — außer in Rußland — die hippokratischen Büge aufweist, aber seine letzten, freilich verflümmerten und entarteten Ausläufer bis in die Gegenwart hineinreicht. Der kolossalste Vertreter der unumschränkten Monarchie, gleichsam idealer Typus der ganzen Gattung, ist der Despot, unter dessen Szepter Frankreich 72 Jahre lang, von 1643—1715, geknechtet hat: Ludwig XIV. Man kann ihn kaum beizender und treffender charakterisiren, als es ein hervorragender französischer Zeitgenosse, der berühmte Urheber der konstitutionellen Staatslehre, Montesquieu, thut an einer Stelle seiner „Persischen Briefe“, eines Werkes, das unter der Maske von Korrespondenzen einiger Frankreich bereisenden gebildeten Perser mit Fremden im Morgenlande eine schonungslose Kritik der gesammten Staats- und Gesellschaftszustände Frankreichs giebt; da heißt es: „Der König von Frankreich ist alt... Man sagt, daß er in sehr hohem Grade das Talent besitzt, sich Gefolgsam zu verschaffen; er regiert in gleichem Geiste seine Familie, seinen Hof, seinen Staat. Man hat ihn sagen hören, daß ihm von allen Regierungen der Welt die der Türkei oder die unseres erhabenen Sultans am besten gefallen würde; so hoch schätzt er die orientalische Politik. Ich habe seinen Charakter studirt und Widersprüche darin gefunden, die auszulösen mir unmöglich ist. Zum Beispiel hat er einen Minister, der nur 18 Jahre alt ist, und eine Maitresse von 80; er liebt seine Religion und kann doch die nicht ansäßen, welche sagen, daß man sie streng beobachten müsse; obwohl er die Unruhe der Städte flieht und wenig mittheilbar ist, so ist er von Morgens bis Abends damit beschäftigt, von sich reden zu machen. Er liebt Trophäen und Siege; aber er fürchtet sich ebenso davor, einen guten General an der Spitze seiner Truppen zu sehen, als er Grund haben würde, ihn an der Spitze eines feindlichen Heeres zu fürchten. Es ist, glaube ich, niemals Jemand außer ihm in die Lage gekommen, gleichzeitig mit mehr Reichthümern überhäuft zu sein, als ein Fürst erhoffen könnte, und von einer Armut erdrückt zu werden, die ein Privatmann nicht aushalten könnte. Er entschädigt gerne die, welche ihm dienen, aber er bezahlt ebenso freigebig das beharrliche Gethue oder vielmehr den Müßiggang seiner Söhne, wie die

mühsamen Feldzüge seiner Feldherren; oft zieht er einen Menschen, der ihn anskleidet oder ihm die Serviette reicht, wenn er sich zu Tisch setzt, einem anderen vor, der für ihn Städte einnimmt oder Schlachten gewinnt: er glaubt nicht, daß die souveräne Größe in der Verteilung ihrer Gnadenbeweise eingeschränkt sein müsse; und ohne zu prüfen, ob Der, welchen er mit Gütern überhäuft, ein Mann von Verdienst ist, glaubt er, daß seine Wahl ihn zu einem solchen machen werde; daher hat man ihn eine kleine Pension einem Menschen geben sehen, der zwei Meilen weit gestochen war, und eine schöne Statthalterchaft einem anderen, der deren vier gestochen war. Er ist prachtliebend, besonders in seinen Bauten: es giebt mehr Bildsäulen in den Gärten seines Schlosses, als Bürger in einer großen Stadt. Seine Leibwache ist ebenso stark, wie die des Fürsten, vor dem alle Throne zusammensinken, seine Heere sind ebenso zahlreich, seine Hilfsmittel ebenso groß und seine Finanzen ebenso unerschöpflich.“ So fein aber auch Montesquieu das Regierungssystem Ludwigs XIV. geißelt, er bringt doch nicht, wenigstens für den heutigen Leser, dem die Zeitgeschichte nicht genauer bekannt ist, genügend zur Anschauung, was Ludwigs Maitressen- und Glückswirtschaft, seine tolle Verschwendungswuth, seine unaufhörlichen Eroberungskriege, sein Eifer im Unterdrücken Abergläubiger Frankreich gekostet haben, welche unsägliche Leiden er über das unglückliche Land gebracht hat. Zwar, so lange Colbert leitender Minister Ludwigs war, geschah manches Gute: nahm sich der Staat des Bauern gegen die eben erst in den Kämpfen der Fronde niedergeworfenen Junker an, wurde die Finanzverwaltung im Sinne einer Entlastung der Landbevölkerung durch Belastung der Bevorrechteten verbessert, das Interesse und die Entwicklung von Handel und Industrie mit Eifer und Erfolg befördert. Aber bald entwuchs Ludwig der Leitung des ökonomischen Colbert, dem er auf eine Mahnung zu Spätkam: Meine Ansichten sind alle nothwendig“, er wollte sein eigener Minister sein mit der Hauptmaxime: „Der Staat, das bin ich!“ und die monarchische Gewalt mit gebührendem Glanze repräsentiren, er verfolgte vor Allem großwahnwitzige Eroberungspläne, die ihn mit aller Welt in Streit brachten. Ein Krieg jagte den anderen, bis auf den letzten, den spanischen Erbfolgekrieg, eine lange Kette von Siegen, aber diese Siege verschlangen ungeheure Geldsummen, ohne doch Frankreichs wahren Nutzen zu dienen; wie Voltaire einmal sagt: „Man starb vor Hunger beim Schall des Te Deum!“ Nimmt man dazu des Königs prunkvollen Hofhalt, die märchenhaften Aufwendungen für das Schloß von Versailles und andere Bauten, die anspruchsvollen Maitressen vom Schloß der Laballière, Montespan, Fontanges, Maintenon mit ihrem zahllosen Anhang von Stellenjägern und Schmarozkern, so begreift man, wie Ludwig gleichzeitig dem Lande zwei Milliarden Schulden aufbürdete und das Volk durch beständig steigenden Steuerdruck ausaugte, zumal von diesen Steuern die bevorrechteten Stände des Adels und der Geistlichkeit so gut wie nichts trugen und ein großer Theil der faktischen Einnahmen in den Händen der Steuerpächter flossen blieb. Zudem wurden nun wieder die Bauern von der Staatsgewalt schußlos ihren vornehmen Blutsaugern preisgegeben; denn mit dem Adel, zu dem im Gegensatz der Absolutismus der Krone in die Höhe gekommen war als Vorkämpfer eines zentralisirten Staatswesens, wie es die Bedürfnisse und die Entwicklung modernen Wirtschaftslebens erheischten, mit den Junkern hatte Ludwig seinen Frieden gemacht: sie unterstützten seine Politik und bevölkerten seine Umgebung mit einem parasitischen Hofadel, er wählte aus ihnen seine Werkzeuge und ließ vor Allen ihre wirtschaftliche und soziale Stellung gegenüber der Masse der Nation unangetastet, das heißt, neben dem Despotismus und schlimmer als er sog der Adel, sowie die Geistlichkeit dem französischen Volk das Mark aus. Was das Glend der Bauern noch vergrößerte, war die merkantilistische Wirtschaftspolitik der Regierung, die das Verbot der Getreide-

ausfuhr für zweckmäßig hielt, um die Industrie zu heben: dadurch sanken die Getreidepreise dermaßen, daß der Anbau nicht mehr lohnte. Und die Industrie hatte doch von jener Maßregel, wie von den Einfuhrverboten ausländischer Industrieerzeugnisse, herzlich wenig, denn ihr wurde gleichzeitig ein tödtlicher Streich versetzt durch die Verfolgung der Reformirten, die der bei aller Sittenlosigkeit bigotte König seit 1685 mit grausamem Eifer betrieb. Die Folge war, daß die Hugonotten, in deren Händen der Gewerhleiß hauptsächlich lag, in großen Massen, Alles in Allem über 50 000 Familien, auswanderten. Nach alledem kann man sich nicht

Alles, was man bei ihnen findet, spricht die Sprache des Glends." Wovon die Bauern lebten, erfährt man aus offiziellen Regierungsberichten: von Gerste mit Weizen und Roggen gemischt, von Buchweizen und von Wasser. So nimmt sich also das gepriesene Zeitalter Ludwig's XIV. bei Licht besehen aus. Für den oberflächlichen und gedankenlosen Beschauer freilich und für den gegen das Glend der Massen Fühllosen lag ein zauberischer Schimmer über Ludwig's Persönlichkeit und Schalten, nicht allein wegen seiner imponirenden Machtposition nach Außen und Innen und wegen des äußeren Glanzes, der seine Majestät umgab, sondern auch und vor

„Denn dort, wo Sklaven knien, Despoten walteten  
Wo sich die eitle Abergroße bläht,  
Da kann die Kunst das Edle nicht gestalten,  
Von keinem Ludwig wird es ausgefät;

Aus eigener Fülle muß es sich entfalten,  
Es borget nicht von ird'cher Majestät,  
Nur mit der Wahrheit wird es sich vermählen,  
Und seine Gluth entflammt nur freie Seelen.“

Wenn darum Schiller die Forderung aufstellt, Franke dürfe uns nicht Muster werden, so war es die Zeit noch nicht so gar lange vorbei, als die Leute in Deutschland auf den Namen Dichter Aufsehen erhoben, allesammt in den falschen Regeln des



Die Gratulanten. Nach dem Gemälde von R. Leinweber.

(Photographie nach Verlag von Franz Hauspöngl in München.)

wandern, wenn man bei Bourbon liegt: „Ich habe sehr wohl bemerkt, daß in der letzten Zeit ein Befehl des Königs an den Bettelstab gebracht ist und hauptsächlich betrifft: daß von den übrigen neun Jesuiten fünf nicht im Stande sind, jenes mit Missionen zu unterstützen, da sie sich beinahe in derselben Lage befinden; daß von den vier anderen Theilen, die noch übrig bleiben, es dreien sehr schlecht geht, und daß sie mit Schulden und Prozessen überhäuft sind.“ Im Jahre 1690 schreibt ein anderer Schriftsteller: „Das Königreich hat so abgenommen, daß man darin ein Viertel oder ein Drittel weniger Einwohner findet, als 50 Jahre früher. Mit Ausnahme von Paris, wohin Jedermann wie in ein Asyl sich flüchtet, und das deshalb alle Tage zunimmt, haben die Städte die Hälfte aller ihrer Reichthümer und ihrer Einwohner verloren. ... Der Bauer lebt auf die miserabelste Weise von der Welt; sie sind daher auch demselben nach kaum von der Sonne getraut, wie die Sklaven Afrikas, und

Alles, weil er sich geschieht auf den Freund und Gönner von Literatur und Kunst herausspielt. Aber das Mäcenatenthum eines Despoten, unter dem Jeder, der ein freimüthiges Wort wagt, gewürdigt sein mußte, ohne Urtheil in der Bastille lebendig begraben zu werden, konnte keine wirkliche Literaturblüthe heraussführen. Von den Dichtern, die an Ludwig's Hof gewirkt haben, ist nur Molière noch genießbar: und er schreibt Satire. Dem Genius der Boileau, Corneille, Racine dagegen ist die Hofluft verderblich geworden; wenn sich auch in ihren Werken zahlreiche prächtige Stellen finden, die beweisen, was sie unter günstigeren Verhältnissen hätten leisten können, als Ganzes bereiten ihre auf den verdorbenen Geschmack und die aristokratischen Vorurtheile der Hofgesellschaft von Versailles zugeschnittenen regelrechten Dichtungen keinen Genuß, weil das menschliche Interesse fehlt. Aus ihrer Kunst spricht kein lebend'ger Geist“, sagt Schiller, und er behält Recht, wenn er meint:

frischen französischen Dramas befangen waren, der Nachahmung der französischen Dichter im Zeitalter Ludwig's XIV. das Höchste anzustreben glaubte. Diese Art Ausländerei aber erscheint durchaus ständlich, wenn man bedenkt, daß bis zur Mitte achtzehnten Jahrhunderts sich in dem zerrissenen durch den dreißigjährigen Krieg und was ihm folgte so traurig heruntergebrachten Deutschland mit seinen öden Philisterrastigkeit und seinem widerwärtigen konfessionellen Gezänk so rein nichts fand, in die ersten literarischen Vertreter des Bürgerthums hätten anknüpfen können. Aber der „Franke“, Zeitalter Ludwig's XIV., war für Deutschland ein Muster geworden noch in ganz anderer Weise die einen unaussprechlichen Schandfleck in die Geschichte bildet. Daß Deutschlands vorurtheiliche Kreise sich in Kleidung und Umgangsform nach dem Modeton von Versailles richteten, ihnen der französische Rococo-Stil, die französische Literatur und Musik ein und Alles waren, daß

# 2. Beilage zur Volksstimme.

№. 126.

Magdeburg, Sonntag, den 2. Juni 1901.

12. Jahrgang.

## Gum Glasarbeiterfreie in Schwaben- heim und Nienburg.

Seit dem 1. August 1900 und dem 28. Februar 1901 befinden sich die Glasarbeiter der Firmen G. E. u. S. in Li, S. o. i. u. Co. in Schwabenheim und Nienburg in einem seit Bestehen der Glasarbeiter-Organisation einig bestehenden Streit. Es ist ein Kampf um die Organisation, gegen die ein äußerst schicklicher Scherkeant den beabsichtigten Schluß führen will. Durch große Summen Geldes, die ja ein Zehntel der Produktion ausmachen, sind ca. fünfzig tüchtige Glasarbeiter in die Fabrik eingeführt. Dadurch hat diese Fabrik von 50 Arbeitern so gut wie nichts zu bedeuten, da dieselben in anderer Arbeitsweise als wie auf dem alten Werk eingerichtet sind, und bei der Einrichtung der höchsten Gehälter sehr wenig leisten können. Dagegen streift die gegnerische Partei, daß die Arbeiter nicht zu hoch, daß auch nun plötzlich eine Welle erstanden sei, und sucht unter Verbreitung der höchsten Scherkeanten in einem Stückerwerb die Arbeiter von ihrem höchsten Ziele abzulenken.

Bereits über 12 Wochen hindert der Streit in Schwabenheim am dem 584 Glasarbeiter, und seit dem 1. August, also circa 40 Wochen, in Schwabenheim, in dem 172 Glasarbeiter beteiligt sind. Die Glasarbeiter haben bemerkt, diesen Kampf auf friedlichem Wege zu beenden. Aber eine schroffe Intervention hat wohl noch nie eine Arbeiterdeputation erfahren, wie die, die wir erstanden, um eine Vermittlung herbeizuführen. Nichtsdestowen haben die Leute vom Hof gesagt, als sie mit dem Scherkeanten verhandelten wollten. Einem Arbeiter, der hinsichtlich der Arbeit aufnahm, wurde während der Scherkeanten erklärt, daß er kein Verhandlungsgeld geben müsse und 2 Jahre in der Gefängnishaft von St. Genet, des Betrugsmannes der Glasarbeiter, nicht verfahren dürfe. Aber gerade diese schroffe Intervention, die die Arbeiter auf gütlichen Verhandlung des Streitrechts, hat die Arbeiterdeputation mit neuem Mut befeuert. Es herrscht unter den Glasarbeitern nur eine Stimmung, und die parole lautet: „Nicht werden wir unter diesen Bedingungen die Arbeit aufnehmen.“

Um den Kampf erfolgreich durchzuführen zu können, handelt sich der Vorstand des Zentralverbandes der Glasarbeiter an die organisierten Arbeiter in einem Komitee, in welchem er um Unterstützung der verschiedensten Mittel. Alle Bedingungen sind zu richten an den Verbandskassierer Grafsch

nomentlicher Abstimmung mit 27 gegen 50 Stimmen beschlossen, den Zentralverband zu beauftragen, bis zur nächsten Generalversammlung eine Unterlage zu schaffen, aus welcher die eventuelle Entscheidung der Arbeiter in der Sache der Arbeiterdeputation hervorgeht. Die Arbeiterdeputation hat sich in der Sache der Arbeiterdeputation zu unterbreiten. Dadurch ist in der Entscheidung der Arbeiterdeputation eine Unterbreitung der Arbeiterdeputation zu unterbreiten. Die Arbeiterdeputation hat sich in der Sache der Arbeiterdeputation zu unterbreiten. Die Arbeiterdeputation hat sich in der Sache der Arbeiterdeputation zu unterbreiten.

Die Entscheidung über die Entscheidung der Arbeiterdeputation hat sich in der Sache der Arbeiterdeputation zu unterbreiten. Die Arbeiterdeputation hat sich in der Sache der Arbeiterdeputation zu unterbreiten. Die Arbeiterdeputation hat sich in der Sache der Arbeiterdeputation zu unterbreiten.

Die Entscheidung über die Entscheidung der Arbeiterdeputation hat sich in der Sache der Arbeiterdeputation zu unterbreiten. Die Arbeiterdeputation hat sich in der Sache der Arbeiterdeputation zu unterbreiten. Die Arbeiterdeputation hat sich in der Sache der Arbeiterdeputation zu unterbreiten.

Die Entscheidung über die Entscheidung der Arbeiterdeputation hat sich in der Sache der Arbeiterdeputation zu unterbreiten. Die Arbeiterdeputation hat sich in der Sache der Arbeiterdeputation zu unterbreiten. Die Arbeiterdeputation hat sich in der Sache der Arbeiterdeputation zu unterbreiten.

Die Entscheidung über die Entscheidung der Arbeiterdeputation hat sich in der Sache der Arbeiterdeputation zu unterbreiten. Die Arbeiterdeputation hat sich in der Sache der Arbeiterdeputation zu unterbreiten. Die Arbeiterdeputation hat sich in der Sache der Arbeiterdeputation zu unterbreiten.

kauf abzugeben; von den in den Stellen zurückgebliebenen 20 Prozent erhalten die Generalversammlung für ihre Verwaltung 5 Prozent. Die Arbeiterdeputation hat sich in der Sache der Arbeiterdeputation zu unterbreiten.

Die Entscheidung über die Entscheidung der Arbeiterdeputation hat sich in der Sache der Arbeiterdeputation zu unterbreiten. Die Arbeiterdeputation hat sich in der Sache der Arbeiterdeputation zu unterbreiten. Die Arbeiterdeputation hat sich in der Sache der Arbeiterdeputation zu unterbreiten.

Die Entscheidung über die Entscheidung der Arbeiterdeputation hat sich in der Sache der Arbeiterdeputation zu unterbreiten. Die Arbeiterdeputation hat sich in der Sache der Arbeiterdeputation zu unterbreiten. Die Arbeiterdeputation hat sich in der Sache der Arbeiterdeputation zu unterbreiten.

Die Entscheidung über die Entscheidung der Arbeiterdeputation hat sich in der Sache der Arbeiterdeputation zu unterbreiten. Die Arbeiterdeputation hat sich in der Sache der Arbeiterdeputation zu unterbreiten. Die Arbeiterdeputation hat sich in der Sache der Arbeiterdeputation zu unterbreiten.

Die Entscheidung über die Entscheidung der Arbeiterdeputation hat sich in der Sache der Arbeiterdeputation zu unterbreiten. Die Arbeiterdeputation hat sich in der Sache der Arbeiterdeputation zu unterbreiten. Die Arbeiterdeputation hat sich in der Sache der Arbeiterdeputation zu unterbreiten.

Die Entscheidung über die Entscheidung der Arbeiterdeputation hat sich in der Sache der Arbeiterdeputation zu unterbreiten. Die Arbeiterdeputation hat sich in der Sache der Arbeiterdeputation zu unterbreiten. Die Arbeiterdeputation hat sich in der Sache der Arbeiterdeputation zu unterbreiten.









die französische Sprache für die einzig eines gebildeten und vornehmen Menschen würdige hielten und sich darum ihrer beinahe ausschließlich bedienten, ist noch das Wenigste. Die deutschen Fürsten, denen durch die wirtschaftliche und politische Entwicklung eine immer weniger beschränkte Gewalt zugefallen war, sahen in Ludwig's XIV. Machtfülle, Regierungsgrundsätzen und Lebensführung das Vorbild, dem sie nachzueifern hätten. Sie wollten auch gegen jeden Einspruch, wie der Franzosenkönig, sagen können: „Dann also ist unser Belieben,“ sie wollten Kriegsrühm gleich ihm, Maitreffen wie er, sie mußten ihr Versailles haben, womöglich so glänzend wie das seinige, und da durfte es natürlich auch nicht an einer Bastille für die Widerhaarigen und Mißliebigen fehlen. Der „Sonnenkönig,“ wie man Ludwig XIV. in Frankreich nannte, hatte auf deutschem Boden eine Unmenge kleiner Nebensonnen, die von ihm ihr Licht empfingen. Hatte aber Ludwig's Treiben immer noch einen falschen Schein von Großartigkeit, so konnten die deutschen Sonnenfürsten nichts als Herrbilder seines Glanzes zu Stande bringen wegen ihrer persönlichen Qualitäten und wegen der Unabnahme und Entwicklung der Gebiete, die sie beglückten. Welch' ein Schlag diese deutschen Despoten vor zwei Jahrhunderten waren, das hat ein genauer zeitgenössischer Kenner der Verhältnisse, der Graf Manteuffel, also geschildert: „Deutschland wimmelt von Fürsten, von denen drei Viertel kaum gesunden Menschenverstand haben und die Schmach und Geißel der Menschheit sind. So klein ihre Länder, so bilden sie sich doch ein, die Menschheit sei für sie gemacht, um ihren Ueberheiten als Gegenstand zu dienen. Ihre oft sehr zweideutige Geburt als Zentrum allen Verdienstes betrachtend, halten sie die Mühe, ihren Geist oder ihr Herz zu bilden, für überflüssig oder unter ihrer Würde. Wenn man sie handeln sieht, sollte man glauben, sie wären nur da, um ihre Mitmenschen zu verthieren, indem sie durch die Verfehrtheiten ihrer Handlungen alle Grundsätze zerstören, ohne die der Mensch nicht werth ist, ein Vernunftwesen zu heißen.“ Dieses Geschlechter nun war zahlreich, weil Deutschland durch ein trauriges Verhängniß der Geschichte in Hunderte von Lappen zerlegt worden war: die meisten dieser Landparzellen von einer Größe, wie die jenes Duodezpotentaten bei Reuter, dem sein Kutscher bei einer Spazierfahrt alle Nasenlang zurrufen muß: „Dörchläuchting, wi sind all wedder buten.“ Und diese Ländchen waren arm, fürchtbar arm: einmal, weil Deutschland infolge der Verlegung der Welthandelsstraßen im Zeitalter der Entdeckungen wirtschaftlich zurückgegangen war, und dann, weil das unausgeheulte Kriegsgetöse, vor Allem der dreißigjährige Krieg, unser unglückliches Volk unfähig mitgenommen hatte. Wie es den hörigen Bauern ging, dafür seien ein paar Stellen aus einer zeitgenössischen Beschreibung angeführt; sie genossen: „fünf- bis achtmal im Jahre Fleisch, oft von krankem oder halbtrepirtem Vieh, sonst Graupen, Hirse, Erbsen, nicht immer satt zu Essen. Hamster, das Fleisch von krepirten und lebendig verbrannten, mit Schutt bedeckten Stößen essen sie als eine Delikatesse auf der Stelle und suchen es unter dem Schutt hervor. Hals nach laufen die Leibeigenen herum. Die Meisten gehen das Jahr hindurch ohne Strümpfe. Im Sommer haben die Meisten ein wergenes Hemd und ein Paar Weinfleider an. Ja, einige Weiber, alte wie junge, gehen noch im Oktober ganz ohne Hemd und haben bloß einen schlechten Weiberrock an und eine Toppe auf ihrem Leib, und auch diese nicht etwa zugemacht; folglich kann man die bloße Brust und den Leib

bis auf die Hüfte sehen.“ Wenn dann die Leibeigenen ihr Leben unter einer Herrschaft hingebracht haben, von der sie sagen, „daß sie lieber zehn Jahre im Zuchthaus, als zwei Jahre bei derselben arbeiten würden“, so ist der Schlußakt des Vorausgegangenen würdig: „Die Meisten, wenn sie gestorben sind, werden in eine von Mistbretern zusammengesetzte

mögliche, um aus dem Stenb der Bauern und der Armuth der Städter Steuern und Leistungen aller Art zu erpressen, so hatte das doch seine Grenzen und würde nicht genügt haben, einer solchen Zahl von irdischen Stellvertretern Gottes eine standesgemäße Existenz nach der Art des Sonnenkönigs zu ermöglichen. Sie griffen also wohlgenuth zu



A. Morlon: Rettung Schiffbrüchiger.

Stifte gelegt und also begraben.“ Sie waren ihren adeligen Blutfaugern schutzlos preisgegeben; denn hatte schon das absolute Fürstenthum den Adel aus seiner früheren ausschlaggebenden politischen Stellung zurückgedrängt, seinen Herrenrechten gegenüber der Landbevölkerung wagte es im Großen und Ganzen nicht zu Leibe zu gehen, sondern war einen Kompromiß mit den Junkern eingegangen: so lange der Fürst den Junkern ihre Freiheiten und Rechte ließ, sagten sie zu Allem, was er trieb, Ja und Amen. Leisteten nun die Fürsten auch ihrerseits das Menschen-

Mitteln, zu denen sich selbst das weite Gewissen Ludwig's XIV. nie verfliegen hatte: sie unterstützten gegen baare Zahlung ausländische Monarchen, vielfach direkt gegen Kaiser und Reich, ja, sie verkauften ihre eigenen Unterthanen für die Schlachtbank, um das so erzielte Geld mit ihren Spießgesellen und Maitreffen zu verprassen. Ein Abbild tiefster menschlicher Verworfenheit ist eine einflüßliche geschichtliche Betrachtung von ein paar Haupttypen dieser deutschen Nachhüßer des Sonnenkönigs, zwar nichts Erbauendes und Erhebendes, dafür aber um so lehrreicher.

Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts war unter allen Theilen Deutschlands, Sachsen — damals ein Kurfürstenthum — wirtschaftlich der fortgeschrittenste: die Anfänge der Industrie waren hier weiter gediehen, als irgendwo sonst. Sachsen war zu der Zeit aber auch mit einem Herrscher gesegnet, der die infolge der Manufakturblüthe aus dem Lande im größeren Umfang als anderweitig heranzuschlagenden Gelder mit spielender Leichtigkeit für seine persönlichen Zwecke zu verpulvern verstand und es dabei noch fertig bekam, die Finanzen seines Landes in der tollsten Weise durch Schuldenmachen zu zerrütten. Von den deutschen Fürsten auf der Wende zum achtzehnten Jahrhundert war Kurfürst Friedrich August I. von Sachsen, gewöhnlich August der Starke genannt, der seit 1694 über Sachsen regierte und 1697 es zum König von Polen brachte, wohl der gewissenloseste. Zweierlei hatte er mit seinem Zeitgenossen, dem ersten preussischen König, Friedrich I., gemeinsam, nämlich das sein ganzes politisches Streben ausmachende Verlangen nach dem Glanz der Königskrone, die zum Standesgenossen des bewunderten Franzosenherrschers erhob, und den unabweiglichen Gang zu grenzenlosem Prunk, ohne auf die Leistungsfähigkeit der Unterthanen und die wirklichen Bedürfnisse des Staates im Mindesten Rücksicht zu nehmen. Beides aber kam den Unterthanen des sächsischen Landesvaters bei Weitem theurer zu stehen, als denen des Hohenzollern. August's erfolgreiches Streben nach der polnischen Königskrone, weil es sein sächsisches Stammland in die verhängnisvollsten politischen und kriegerischen Verwicklungen hineinzürzte, seine Verschwendungswuth, weil sie sich bei ihm mit einer dritten Haupteigenschaft paarte, bei dem Brandenburger abging, mit einer schier ungläublichen Neigung zu geschlechtlichen Ausschweifungen. Während Friedrich's I. Verhältnisse zu seiner Maitresse, die er wegen Ludwig's XIV. Vorbild als notwendiges Zubehör eines absoluten Monarchen ansah, ein rein platonisches war und er sich demgemäß wohl mit einer begünstigten

Genossin zu begnügen suchte, so war August der Starke von einer solch unbändigen Sinnlichkeit befallen und von demselben mit seiner Begehrlichkeit Schritt haltenden physischen Leistungsfähigkeit, daß seine Liebhabereien und ihre lebenden Unterpfänder Legion waren. Diese Maitressen machten Ansprüche, und zwar keine geringen, sie hatten zahlreichen Anhang, der versorgt sein wollte, und ihre Kinder mußten standesgemäß ausgestattet werden. Für die Kostspieligste von August's Geliebten gilt die Gräfin Kosel, die ein Jahrgeld von 100 000 Thalern bezog. Sie hatte einen solchen Einfluß auf ihren Geliebten, daß er ihre Kinder legitimirte und ihr selber ein jährliches Versprechen ansah, sie nach dem Tode seiner Gemahlin zu heirathen. Schließlich freilich wurde sie, als sie die habgierigen Hände nach anderweitig festgelegten Geldern anspreche, durch eine Resolution ihrer Gegner und Nebenbuhlerinnen aus August's Gnuß gespürt, verhaftet, und da sie sich weigerte, das ihr gegebene Schwerverprechen auszuführen, auf Schloß Stolpen gesungen gesetzt, wo sie bis an ihr Ende verblieb. Kaum weniger theuer war die sächsische Gräfin Kurona von Königsmarkt, die den Fürsten des späteren in französischer Diensten berühmt gewordenen Reichthum Moritz von Sachsen gebar.

Jeder Schätzung entgegen sah die ungeheuren Summen, die für die übrigen Hauptmaitressen draufgingen: die Gräfin, die Gräfin Sperle, die August in Wien durch einen schandlosen Handel ihrem Manne abkaufte, die Fürstin Juliane, die Gräfin Lubowitzka, die Komrad, die Dostal, die Taugerlin Duparc, die Dörsch, Oberhausen, Deston u. s. w. Kinder, die als solche reines Spielzeug waren, hatte August im Ganzen 354, wahrhaftig aber noch eine nicht geringe Anzahl aus vorübergehenden Liebschaften; häufige sah doch der Adel heranzüchten, seine Töchter durch die landesherrliche Krone auszeichnen zu lassen. Die lutherische Gesinnung fand, obwohl sie wegen August's noch zu erwachenden Uebertritt zum Katholizismus als Ursache hatte, ihm nicht gönner zu sein, an diesem Treiben nichts anzupacken.

Sogar der Professor Thomassin, der sich sonst manches Verdienst erworben hat, vor Allem, daß er als Erster seine Vorlesungen auf deutsch anstatt auf lateinisch hielt, spricht sich einmal dahin aus: „Das odium in concubinas (der Widerwillen gegen Weibschläferinnen) muß bei großen Fürsten und Herren zessiren, indem diese allein Gott von ihren Handlungen Rechenschaft geben müssen, hier nächst eine concubina etwas von dem splendore (dem Glanz) ihres Amanten (Liebhabers) zu überkommen scheint.“ (Fortsetzung folgt.)

### Bei den Glasarbeitern des Erzgebirges.

Von Max Winter.

(Fortsetzung.)  
In der Ziehhütte werden die Stangen gemacht, die wir in den drei Stockwerken des Magazins in allen erdenklichen Farben zu Bündeln gereiht sehen. In einem Nebenraum der Ziehhütte, im Sortirraum, werden die in ellenlange Stücke geschnittenen Hohlstengel, deren Durchmesser 1/2 Millimeter bis zu einem Centimeter beträgt, sortirt und zu 10 Kilo schweren Bündeln vereinigt.

Damit sind wir mit dem Rundgang fertig. Wir haben ein, wenn auch schwaches Bild von der Erzeugung der Halbfabrikate gewonnen, und wir können den Ausfall aufzählen und nun von Dorf zu Dorf wandern, um die Hauptgruppen der Glasstanzwarenindustrie kennen zu lernen.

Die Besatzsteinindustrie, die Perlenindustrie und die Schleiferei mit ihren Untergruppen: Serviettenringelschleiferei, Kristallerei, Flaconschleiferei, und Schwarzglas und Fantasiartikel sind die interessantesten.

Im Süden von Gablonz, schon in den tschechischen Gerichtsbezirken Eisenbrod und Semil, sind die „Lampendrucker“ zu Hause. Man nennt sie so, weil sie über einer kleinen Oellampe den Glasstengel erwärmen und dann aus dem erwärmten Klautsch kleine schwarze Steinchen, die Besatzsteinchen, drücken. Diese während der Pressung durchlochten Steinchen werden auf Fäden angereicht zu Bündeln vereinigt. Sie wandern dann über Gablonz nach Sachsen, wo sie zu einem Modeputz weiter verarbeitet werden. Die Modedamen, die diese Glasposamenten zum Kleideranputz verwenden, die bald die Brustverkleidung damit schmücken, bald den Kragen damit besetzen oder den Aermeln damit eine Zierde geben, haben wohl keine Ahnung davon, unter wie unsagbar traurigen Verhältnissen die Lampendrucker ihr Brot — oft fehlt es auch an Diesem — verdienen.

Die Lampendrucker — sammt ihren rastlos mitarbeitenden Frauen und Kindern, wohl 3000 an der Zahl — sind sogenannte „freie“ Arbeiter. Das heißt, sie dürfen sich selbst so viel anschnüden als sie wollen — den Unternehmer rührt es nicht. Sie selbst müssen das Rohmaterial und alle Betriebsmittel kaufen, und dann nimmt ihnen der Lieferant, in vereinzelten Fällen wohl auch der Exporteur, direkt ohne Zwischenhand die fertig gestellten Waaren ab. Die „freien“ Arbeiter sind bedürftiglos, durch Glend herabgekommene, völlig widerstandslos.

Eine Andeutung, daß es ein Anderer billiger macht, eine verstellte Drohung genügt, und jeder einzelne Lampenarbeiter wird den Preis drücken lassen, sowie sich auch die Lieferanten im Preise drücken lassen. Heute haben die Preise schon so ziemlich die unterste Grenze erreicht. Bei 15- bis 16stündiger Arbeitszeit sind die besten „Löhne“, das ist der Preis, der für die Arbeitskraft gezahlt wird, 60 bis 80 Heller (5<sup>0</sup> bis 65 Pfennige). Eine gewissenhafte Lohnrechnung ergab als Höchstlohn 80 Heller. Dagegen fand ich auf meiner Wanderung durch diese Glendhöcker, in denen der Fremde nichts als stinkende Würst und Branntwein bekommen kann, bei Frauen Einzelgehälter von 2 1/2 Hellern. Die Exporteure drücken das 1894 bis 1898 die Einkaufspreise der Waaren um ein Drittel herab. So zahlten sie 1894 für einen „Bund“ (d. i. 1200 Stück einzeln aus weichen Glas gedrückte Steinchen, die auf Fäden aufgezogen sein müssen) noch 31 Heller (25 Pfennige),

1898 nur mehr 11 Heller (9 Pfennige). Da das Rohmaterial — Glas, Del für die Lampe, über der sie den Glasstengel druckweich machen; Wolle zum Ansfäden — nicht billiger wurde, geht fast der ganze Preisdruck an dem Lohn aus. Die „Lampendrucker“ dehnten ihre Arbeitszeit aus. Sie lieferten Schundarbeit und verwendeten namentlich weiches Glas, das es ihnen ermöglichte, in derselben Zeit mehr zu produziren. Dadurch wurde dieser große Industriezweig sehr herabgebracht, der Ring geschlossen: die minderwertige Waare wollte Niemand kaufen. Ihre Erzeuger kamen immer mehr herab.

Die Hauptnahrungsmittel dieser armen Menschen sind Kartoffeln, die zerrieben und dann erst gekocht werden, Saueruppe (Sauerreis, in Wasser gekocht) und Brot. Ihre Wohnungen spotten selbst der primitivsten Hygiene.

Dies vorausgeschickt, wollen wir nun die „Lampendrucker“ in ihren Dörfern aufsuchen, Dörfer, deren weltabgeschiedenes Glend uns keine Ansichtskarte vermittelt. Schon das Aeußere sagt uns, was unser wartet. Die Dorfstraße von Bredikow starrt im Schmutz des Glends, das wir nun in jeder der Bretterhütten schauen sollen. In der ersten gleich treffen wir eine Wöchnerin, die auf ein Lager von getrocknetem Moos gebettet, in Lumpen gehüllt, ihre schweren Tage verbringt. Im selben Zimmer, das Arbeits-, Wohn-, Koch-, Schlaf-, Wasch- und Gebärraum zugleich ist, zählen wir sechs Erwachsene und fünf Kinder, zwei „Zickl“ — junge Ziegen — und einen Hund. „Im Stall können wir die Zickl nicht lassen“, sagt der Hausvater, „sonst kaufen sie uns die Milch der Ziege weg.“ Das Zimmer hat einen Rauminhalt von 90 Kubikmetern, so daß jede Person einen Athmungsraum von 8,2 Kubikmetern hat, während in den österreichischen Gefängnissen zum Beispiel auf einen Verhafteten circa 12 Kubikmeter kommen. Und die österreichischen Gefängnisse sind wegen ihrer hygienischen Einrichtungen nicht gerade berühmt. Dazu kommt hier noch die Ausblüftung der Ziegen, der Delbunt, den die vier Lampenarbeiter erzeugen und der Umstand endlich, daß die Fenster geschlossen sein müssen, damit die Stichtlamme, in der sie die Glasstengel erweichen, nicht flackert. Das Flackern beeinträchtigt die Hitze und es geht dadurch Del verloren und die Arbeit geht langsamer fort.

Die Arbeiter sitzen an einem Balkentisch, so genannt, weil zwischen den vier Füßen ein Wasbalg angebracht ist. Von dem Balg geht zu jedem Arbeitsplatz ein spitz auslaufendes Rohr, das in die Flamme des Oellämpchens den Luftschwall des Balgs lenkt und dadurch eine Stichtlamme erzeugt. In dieser werden die schwarzen Glasstengel vom Drucker erwärmt und dann das erweichte Glas in einer Formzange gepreßt. Stück um Stück der kleinen Glasgegenstände muß gedrückt werden. Hat der Drucker 1200 fertig, dann hat er einen Bund, und hat er 120 Bund fertig, so hat er 10 Kilo Glasstengel verarbeitet. 120 Bund erfordern eine effektive Arbeit von 90 Stunden und der Preis für 120 Bund ist Kr. 14,40. Darauf hat er folgende Auslagen:

Für das Glas .....	Kr. 4,—
Del .....	„ 2,40
„ Ansfäden der Steinchen zahlt er für das Tausend Dugend (sonach für 12000 Stück) 22 Heller, für 12000 Dugend also .....	„ 2,64
Baumwolle und Nadeln kosten im Durchschnitt .....	„ 0,40
Er hat somit .....	Kr. 9,44 Auslagen,

so daß er für 90 Stunden Arbeit Kr. 4,96 (M. 4,13) Lohn, hat oder für die Stunde 5 1/2 Heller. Davon muß er noch seine Betriebsmittel im Stand halten. Der „Gehilfe“ verdient ebenso viel, aber er muß der Frau des Balkentischbesizers Kr. 4 in der Woche für Kost und Quartier zahlen. Der Rest bleibt ihm für Wäsche und Kleider und für sein armseliges Sonntagsergnügen, den Tanz im Gasthaus eines benachbarten deutschen Dorfes.

Der elende Preis, den die Lampendrucker für ihre eigene Arbeit erzielen, zwingt sie auch, für das

Aufzählen der Besatzsteine einen Schandpreis zu zahlen, d. h. sie sind genötigt, ihre eigenen Kinder zu dieser Arbeit anzuhalten. Da sitzen sie nun, die armen Lampenbrückerkinder, zu Haus in der giftgeschwängerten Stube und stochern mit zehn, zwölf dünnen Nadeln, die sie fächerartig zwischen Daumen und Zeigefinger halten, in den Haufen Druckperlen vor sich, um sie auf die Nadeln und von diesen auf die Fäden zu bekommen, oder sie machen gar die schlimme Scheerenarbeit. Sie müssen größere Besatzsteine von dem brüchigen Rand befreien, indem sie Stück um Stück mit einer Scheere beschneiden. Bei jedem Schnitt steigt ein ganz feines, unsichtbares Staubwölkchen auf, das die armen Kleinen einatmen. So wird der Boden für die Tuberkulose gedüngt, die hier furchtbare Ernte hält. In der Großstadt werden Kinderschütz- und Rettungsgesellschaften gegründet, um einzelne Kinder gegen die Noth ihrer Eltern zu schützen, in den Lampenbrückerdörfern ist der Massenmord der Kinder durch die Industrie eine allgemeine Erscheinung und die Eltern müssen die Fenster machen.

Die Gegend ist arm. Früher einmal waren die Lampenbrücker Bauern, Kleinbauern, die dem unwirthlichen, steinigten Boden mit Mühe die Erdäpfel abrang. Da kam die Industrie und bot ihnen einen Nebenverdienst, zuerst mit dem Sprengen der millimetergroßen, eckig geschliffenen Glasperlen und dann, als die Perlenprengmaschine erfunden wurde, die die Arbeit von 80 Arbeitern leisten konnte, mit dem Drücken der Besatzsteine. Während der Handprenger Perle um Perle von dem millimeterdicken Glashohlstengel an einer in wagerechter Achse laufenden Eisenscheibe absprenge muß, arbeitet die Perlenprengmaschine mit der unheimlichen Geschwindigkeit einer Massengütelotie. Sie besteht in ihren wesentlichen Theilen aus einem Stamm, durch den die dünnen Glashohlstengel mechanisch geschoben werden, und aus einem Fallmesser über dem Stamm. Dieses faßt in der Minute 70 bis 75 mal nieder und klopft ebenso oft die 40 bis 50 Stäbe, die immer wieder nachrücken. Die Maschine sprengt 225 000 in 10 Stunden, der geübteste Handprenger 3400 Perlen im vierzehnstündentag. Damals, als die

Maschine die Bauern brotlos machte, schrieben sie ihr die Schuld zu, und mit Knütteln bewaffnet zogen sie gegen die Maschine zu Felde. Sie zertrümmerten auch einige Maschinen, aber ehe die Beteiligten die insgesamt 36 Jahre schweren Kerkers abgeblüht hatten, ja, ehe sie noch wegen der „Revolution“ verurtheilt waren, hatte die Maschine den Handprenger überflüssig gemacht. Dann warfen sich die Bauern auf die Lampenbrückererei.

Ursprünglich sollten sie sich durch das Sprengen das Salz zu den Erdäpfeln verdienen, die sie dem Boden abragen. Aus dem Nebenverdienst wurde aber bald der Hauptverdienst — die letzte Ruh wurde aus dem Stalle getrieben und die Bauern oder ihre Weiber mußten sich vor den Pflug spannen. Dazu kommt das rauhe Klima. Vom Riesengebirge her weht bis weit in den Mai hinein eisige Luft und im Oktober giebt es schon Schnee. So sind diese armen Menschen von Allem verlassen.

Eine Wirkung dieses Industrieniederganges sind die Brandruinen in jedem Dorfe. Die Leute zünden selbst die Häuser an, um die Versicherungsprämie zu bekommen. In keinem Ort giebt es eine Feuerweh, aber in jedem eine Vertuschungsweh, die dafür sorgt, daß das Haus ganz niederbrennt, damit die Spur der Brandlegung verwischt wird. Die Versicherungsgesellschaften wissen das und zahlen gewöhnlich nur ein Viertel der Prämie — oft weniger als 150 Kronen.

Doch genug von diesen grausamen Glendsbildern. Wandern wir in das Druchhüttenland zu Füßen der Schwarzbrunner Koppe. Eine Niesenhand hat auf den steilen Hang mächtige Granitblöcke und eine andere Niesenhand hat in das Land die Druchhütten geworfen, in deren rauchgeschwärztem Innern bei einem behäuteten Feuerbrand fleißige Menschen von früh bis spät sitzen und aus zollbreiten Glasstangen, die sie im Feuer schmelzweich machen, Glasperlen drücken. Auch für sie galt bis vor Kurzem das Gesetz unbegrenzter Arbeitszeit, namentlich am Freitag vor dem Viefertag bewahrheitete sich der Spruch:

28 Stunden drücken,  
Eine Stunde nicken,

aber sie hatten noch so viel eigene Kraft, die Arbeitszeit auf 11 Stunden herabzudrücken und dadurch auch diesen Industriezweig vor dem sicheren Untergang zu retten. Das Innere dieser Hütten ist schrecklich. Rauch und Qualm erfüllt den Raum, in dem kein Rauchtrichter angebracht ist. Durch Fenster und Thüren muß der Rauch seinen Weg in's Freie suchen. Und über dem Druckofen qualmt es fürchterlich. Die Feuerseite ist offen.

Die Löhne betragen Kr. 8 bis 9 in der Woche. Hat ein Arbeiter Kindersegen, der sich bei solchem Lohn allerdings zum Fluch verkehrt, dann ist sein Speisezettel einfach genug:

Kartoffeln in der Früh,  
Des Mittags in der Brüh,  
Des Abends mitfammt dem Kleib,  
Kartoffeln in alle Ewigkeit.

Am wenigsten gekannt ist wohl die Perlenindustrie des Tiergebirges, dies darum, weil ihre Erzeugnisse nicht auf den einheimischen Markt kommen. Die frei oder in die Form geblasene Hohlperle, die mit Silber- oder Goldbezug versehen, auf Schmüren angereicht wird, ist ein Hauptzweck unserer Brüder und Schwestern in Asien. Namentlich Indien, das klassische Land der Hungersnoth, nimmt diesen Schmuck ab, und Mann und Frau behängen ihren Leib mit diesem gebrechlichen Flitter. Auch die Hohlperle hat ihre Glendsgeschichte. Für einen Bund, das sind 1200 Stück Perlen, wurde zu Anfang der sechziger Jahre, als der praktische Arzt Dr. Weißkopf die Versilberung auf kaltem Wege fand, noch 1 fl. gezahlt, und zu Anfang des Jahres 1898 erzielte dieselbe Perle nur mehr einen Preis von 13 und 14 Kreuzern. Die Industrie drohte zu Grunde zu gehen. Preisdruck und massenhafte Schundwaarenerzeugung hatten es so weit gebracht. Die Existenz von 4000 bis 5000 Menschen schien gefährdet. Da entschloß sich Herr Niesl, ein Kapital von Kr. 200 000 einer zu gründenden Produktivgenossenschaft unverzinslich zu überlassen. Er reitete damit die Industrie und — seinen Absatz an Glashohlstengeln, deren Erzeugung wir in der Ziehhiitte kennen gelernt haben. (Schluß folgt.)

## Tschelkasch.

Erzählung von Maxim Gorki. Deutsch von H. Scholz.

(Fortsetzung.)

Gawrila stützte sich mit den Händen gegen das schlüpfrige Gestein und schob geräuschlos das Boot an der Mauer entlang vorwärts.

„Die Ruder her!“ rief Tschelkasch. „Und Dein Paß — wo ist der? In dem Felleisen da — her damit! — Na, rasch, rasch . . . jetzt wirst Du mir wohl nicht ausreißen! Und wenn Du nur einen Mucks hören läßt . . . na, Du weißt schon!“

Mit einem jähen Ruck schwang er sich, immer mit den Händen nach irgend etwas greifend, an der Mauer empor und verschwand jenseits derselben.

Gawrila schrak förmlich zusammen — so unplötzlich, so rasch war das gegangen. Er fühlte, wie jene verwünschte Beklemmung und Furcht von ihm wich, die dieser schmerzliche, magere Spitzhube ihm eingebläst hatte . . .

Wenn er jetzt entfliehen könnte! Er athmete frei auf und sah sich rings im Kreise um. Zu seiner Linken erhob sich die dunkle Masse irgend eines ungeheuren Bauwerkes. Rechts von ihm zog sich die schamungigste, kalte Steinmauer der Mole hin. Hinter ihm starrten gleichfalls schwarze, gespenstische Schatten in die Höhe — und vor ihm lag unter dem von dunklem Gewölk bedeckten Himmel groß und schweigend die See. Es ging wie ein schwerer Druck, ein unheimlicher Schauer von diesem nächtlichen Bilde aus, und Gawrila empfand eine Furcht, die ärger war als jene, die Tschelkasch ihm eingebläst hatte. Krampfhaft fest umkrallte diese Furcht seine Brust, und wie einen hilflosen Klumpen drückte sie ihn auf die Ruderbank des Bootes nieder.

In bangem Warten saß Gawrila da, bekommen von der düsteren Größe und Schönheit der nächtlichen Szenerie, die ihn umgab.

„Wenn doch Tschelkasch schon käme!“ dachte er unwillkürlich — „was mag er wohl da drüben treiben?“

Jetzt regte sich etwas hinter der Mauer. Man hörte ein Klätschern, ein leises, scharrendes Geräusch. Gawrila lauschte . . . der Athem stockte ihm in der Kehle . . .

„He! Schläfst Du? Hast seit . . . vorsichtig!“ ließ Tschelkasch sich jetzt leise vernehmen.

Von der Mauer glitt ein großer, schwerer Gegenstand herab, würfelförmig von Gestalt. Gawrila fing ihn auf und brachte ihn im Boot unter. Noch ein zweiter, eben solcher Würfel folgte. Dann tauchte quer über der Mauer Tschelkasch's lange Gestalt auf, die Ruder und das Felleisen Gawrila's kamen irgend woher zum Vorschein, und gleich darauf saß Tschelkasch wieder schwer athmend auf seinem Platz am Steuer.

Ein freudiges Lächeln erhellte Gawrila's Gesicht.

„Bist müde?“ fragte er Tschelkasch schüchtern.

„Kannst Dir's wohl denken, Mondkalb,“ versetzte Tschelkasch. „Jetzt rudere, was Zeug hält! Wirst 'nen schönen Schnitt machen, Bruder! Die halbe Arbeit ist gethan . . . jetzt heißt's, den Kerls aus den Augen kommen. Und dann giebt's Geld, und heidi zu Deiner Maschka! Sie heißt doch Maschka — was, mein Junge?“

„N . . . nein,“ erwiderte Gawrila kurz. Er dachte jetzt nur daran, wie er so rasch wie möglich an's Ziel gelangen könnte. Seine Lungenflügel arbeiteten wie Blasebälge, seine Arme wie stählerne Sprungfedern. Das Wasser rollte und gurgelte unter dem Boot, und das blaue schimmernde Band hinter ihm erschien breiter und lichter. Gawrila

war ganz in Schweiß gebadet, doch ruderte er aus voller Kraft weiter. Zweimal in dieser Nacht hatte er eine so namenlose Angst durchlebt, nicht zum dritten Mal wollte er sie durchkosten. Nur rasch zu Ende mit dieser verfluchten Arbeit, nur rasch an's Ufer, fort von diesen entsetzlichen Menschen, der ihn noch in den Tod oder in's Gefängniß bringen würde. Er wollte garnicht mehr mit ihm sprechen, ihm in Allem zu Willen sein. Sobald er erst glücklich von ihm losgekommen, wollte er eine Dankmesse zum heiligen Wunderthäter Nikolaus lesen lassen. Ein heißes Bittgebet hätte er jetzt zum Himmel emporsenden mögen — allein er hielt an sich, ächzte weiter wie ein Dampfkeßel und warf nur ab und zu verstohlen einen Blick auf Tschelkasch.

Der saß an seinem Steuer, hager, lang, nach vorn gebeugt und mit den scharfen Augen das Dunkel durchdringend gleich einem Vogel, der am liebsten aufstiegen und dem Boot vorausseilen möchte. Mit der einen Hand hielt er den Griff des Steuers, mit der anderen zupfte er an seinem Bart, unter dem ein Lächeln die dünnen Lippen umspielte. Tschelkasch war mit dem Ergebnis seines Beutezuges, mit sich selbst und mit dem Burschen da, den er ganz gehörig in Schrecken gesetzt und völlig zu seinem Sklaven gemacht hatte, höchst zufrieden. Es war ihm ein Gemüß, diesen frischen, jungen Burschen in seiner Gewalt zu wissen. Doch that's ihm wieder leid, ihn so bekümmert dastehen zu sehen, und er suchte ihn ein wenig aufzurichten.

„Sag' mal,“ begann er lächelnd — „bist wohl gehörig erschrocken? Um?“

„Hat nichts zu sagen,“ versetzte Gawrila und räusperte sich.

„Bruchst Du dich jetzt nicht mehr so abzuhaken. Noch eine gefährliche Stelle — dann machen wir Feierabend. Kannst jetzt etwas ausruhen.“

Gawrila zog für einen Augenblick die Ruder ein, wuschte sich mit dem Hemdärmel den Schweiß vom Gesichte und begann hierauf wieder zu rudern. „Leise, nur leise,“ flüsterte Tschelkafsch, „das Wasser schwagt es sonst aus. Jetzt müssen wir an 'nem Thor vorüber . . . Leise doch, hörst Du? . . . Die Leute hier verstehen keinen Spaß . . . könnten uns am Ende 'ne Handvoll Bohnen in den Kopf pfeffern, daß wir für immer genug hätten.“

Fast lautlos glitt das Boot jetzt über die Wogen hin. Von den Rudern nur fielen schimmernde Tropfen nieder, und bläuliche, rasch verschwindende Flecke bezeichneten die Stellen, wo sie auf's Wasser gefallen. Immer dunkler, immer schweigender war die Nacht geworden. Wie eine schwere Decke senkte sich der Himmel, an dem das Bewölkt sich gleichförmig vertheilt hatte, auf die Fluthen herab, deren lauer, satziger Duft jetzt noch kräftiger aufstieg.

„Wenn's doch regnen wollte!“ jagte Tschelkafsch leise. „Dann würden wir frischer und ungesehen, wie hinter 'nem Vorhang, vorüberfahren.“

Links und rechts von dem Boot erhoben sich über dem Wasser die dunklen Umrisse der Gebäude und Fahrzeuge. Auf einer der Barken bewegte sich ein Licht, es ging Jemand mit einer Laterne hin und her.

„Das sind die Gordons!“ flüsterte Tschelkafsch kaum hörbar.

Gawrila war, wie er das Boot so vorsichtig vorwärts trieb, ganz von angstvoller Spannung erfüllt. Die Augen schmerzten ihm vom ewigen Schauen in das nächtliche Dunkel, aus dem heraus er jeden Augenblick den Alarmruf: „Halt, Ihr Diebe!“ erwartete. Als jetzt Tschelkafsch von den „Gordons“ sprach, durchzuckte ihn jäh der Gedanke: „Wie wenn ich nun schreien, wenn ich Leute zu Hilfe rufen würde?“

Schon hatte er sich auf der Bank emporgereckt, um mit heller Stimme zu rufen, als er den Mund

zum Schreien geöffnet — da traf's ihn plötzlich wie ein furchtbarer Peitschenhieb, und in jähem Schrecken brach er mit geschlossenen Augen vor der Bank zusammen.

. . . Vor dem Boot, fern am Horizont, erhob sich aus der schwarzen Masse des Wassers ein gewaltiges, in bläulichem Flammenschein schimmerndes Schwert, das die nächtliche Finsterniß zertheilte, mit seiner Schneide über die Wolken am Himmel glitt und dann als breiter Lichtstreifen sich auf die Brust des Meeres senkte. In diesem hell schimmernden Abschnitt wurden plötzlich dunkle, schweigende, vom nächtlichen Nebel halb verüllte Schiffskolosse sichtbar, die wie auf ein Kommando dieses meer-geborenen Feuerschwertes vom Grunde der See emporzusteigen schienen. Jetzt richtete es sich wieder auf, durchschnitt abermals mit seinem Lichtschein die Nacht und senkte sich dann in einer anderen Richtung nieder. Und wiederum tauchten dort, wo es sich auf die Fluthen legte, aus dem Dunkel die Umrisse von Schiffen hervor.

Das Boot, in dem Tschelkafsch saß, hielt an und schwankte wie im Zweifel hin und her. Gawrila lag auf dem Boden, das Gesicht mit den Händen bedeckend, während Tschelkafsch ihn mit dem Ruder in die Seite stieß und leise, mit kaum verhaltener Wuth, auf ihn losjischte:

„Dummkopf! Das ist der Zollkutter, weiter nichts . . . und das Licht kommt von der elektrischen Laterne . . . Steh' auf, Tölpel! Wenn das Licht auf uns fällt, sind wir Beide verloren . . . So mach' schon! Vorwärts!“

Einer der Stöße hatte Gawrila empfindlich in den Rücken getroffen. Während die Furcht noch seine Augen verschloß, sprang er auf, nahm seinen Platz auf der Bank wieder ein, griff tastend nach dem Ruder und brachte das Boot in Gang.

„Ganz leise doch — ich schlag' Dich wahrhaftig noch todt! . . . Was für ein Dummkopf, hol's der Teufel! . . . Was bist Du denn so erschrocken vor dem dummen Licht? Eine Laterne und ein Spiegel — das ist der ganze Zauber! . . . Den Spiegel breh'n sie bald dahin, bald dorthin, um das Meer

Drüber, wie wir Weiben, sich auf dem Meer herumtreiben. Schmuggler suchen sie — aber sollen sie nicht erwischen! . . . Nur Wuth, Junge, jetzt sind wir weit vom Schuß!“

Er ließ seinen Blick in die Runde schweifen.

„Jetzt sind wir aus aller Gefahr,“ fuhr er fort.

„U—nah . . . hast wirklich Glück, Du Strohkopf.“

Gawrila schwieg und ruderte aus aller Macht, wobei er beständig nach dem bald dahin, bald dort hin gerichteten Flammenschwert schielte. Es wol ihm durchaus nicht in den Kopf, daß es sich nichts weiter als eine Laterne nebst Reflektor handelte. Unwillkürlich beugte er sich beim Rudern vornüber jeden Augenblick fürchtend, daß ein furchtbarer Hieb auf seinen Nacken niederfallen könnte. Er arbeitete nur noch mechanisch, wie ein Apparat — als ob die furchtbaren Eindrücke dieser Nacht alles menschliche Empfinden in ihm ausgemergelt hätten.

Tschelkafsch dagegen genoss seinen Triumph: hatte einen vollständigen Erfolg errungen! Seit an Erschütterungen jeder Art gewöhnten Nerven hatte sich beruhigt. Um seine Lippen zuckte es lustig und in seinen Augen glomm eine begehrlische Flamme. Er befand sich in vorzüglicher Stimmung, piffte die Zähne vor sich hin und sog den feuchten Duft des Meeres in tiefen Athenzügen ein. Und so seine Blicke auf Gawrila haften blieben, lächelste gutmüthig. Ein Wind erhob sich und fuhr, die Wogen aufrührend, über's Meer hin. Der Himmel war gleichmäßig von leichten, unbeweglichen Wolken schleiern verhängt.

„Na, Bruder, so komm endlich zur Besinnung, jagte Tschelkafsch zu Gawrila. „'s ist höchste Zeit, bist ja gar kein Mensch mehr — 'n Saak von Knochen ohne Seele, nichts weiter! 's ist doch Alles zu Ende jetzt, hörst Du?“

Gawrila war es schon ein Trost, wenigstens eine menschliche Stimme zu hören, wenn es auch nur die Stimme von Tschelkafsch war.

„Ich hör' schon,“ antwortete er leise.

„Bist Du 'ne weiche Butterseife! . . . Na, se Dich zur Abwechslung mal hier an's Steuer, und wir in die Ruder greifen. Bist wohl gehörig milde, was?“

(Fortsetzung folgt.)



Missheirath.

Die Wassertrüben und der Kohl  
Die haben mich betrichen wohl.  
Hätt meine Mutter Fleisch geodt,  
Ich wär geblieben immer noch.  
Wenn ich nur einmal Jäger wär,  
Drei schöne Hünien könnt' ich mir,  
Drei schöne Hünien, einen Hund,  
Ein schönes Mädchen kugelrund.  
Die schöne Jägerin fand er bald  
Auf seinem Weg im düstern Wald;  
Die Jägerin war wohl kugelrund,  
Sie nahm ihn ohne Hün' und Hund.  
Er geht mit ihr vor Mutter's Haus,  
Die Mutter guckt zum Schampern raus:  
„Ach Sohn, ach lieber Sohn wie mein,  
Was bringst du mir für ein Sündelkindlein?“  
„Es ist 'n wahrer kein Sündelkindlein,  
Es ist die Herzallerliebste mein.“  
„N' es die Herzallerliebste dein,  
Bring sie zu mir in'n Saal herein.  
„Ich will anfragen Hün' und Kohl.“  
„Frau Mutter, daß der Hünier hol,  
Ich bin Rasje, den Kohl betraut,  
Den Schlüssel geh', das Hün' ich jöladt.“  
Die Hün' läßt den Jungen aus,  
Springt zu und läßt sein Junger drauß:  
„Du Hün, das Hünlein legst frei  
Für alle Tag vier golden Ei.“

\* Aus: „Des Saaken Wunderhorn“.

Feuilleton.

Der Bub will alle Tage mehr,  
Nun jöhlet er gar ein Mädchen her.“  
„Nun denn, Frau Mutter, gebet her  
Ein ander Fleisch, das ich verehr.“  
Die Alte winkt ihm freundlich zu,  
Der Sohn sich setzt in guter Ruh,  
Sie schlachtet einen Kaiser ab,  
Und braut ihn am Zanberstab.  
Die Jägerin sprach: „Herr Bräutigam,  
Solch Wildpret ist mir gar zu zahm,  
Es widersteht mir dies Geschlecht,  
Ich bleib' Ratjell und es was recht.“  
„Was, Wildpret!“ jöhret der Bräutigam,  
Der Kaiser war von edlem Stamm,  
„Dies ist und bleib' das Wildpret mein!“  
Die Jägerin läuft in'n Wald hinein.  
„Was doch der Brant mocht kommen ein,  
Das Seggehn war nun gar nicht fein!“  
Sie setzen sich zum Braten hin,  
Uners und doch in einem Sinn.  
Die Alte lehrt dem Sohn beim Mahl:  
„Die Rest wird vornehm auf einmal,  
Dir war die mag're Wildkaj recht,  
Hr jöhren der jette Kaiser schlecht.“

Die Gratulanten. Seit langen Wochen war die Lehrerin krank gewesen. Heute, an ihrem Namens- tage, hat sie die Stube zum ersten Male wieder verlassen und sich auf das Bänkchen vor dem Schül- bause gesetzt, um den schönen Sonntag zu genießen. Auf ihrem bleichen, abgezeichneten Gesichte steht noch die Krankheit geschrieben, müde und weß liegen die

Hände im Schooß, und der Rücken hat noch nicht die Kraft erlangt, sich gerade zu halten. Nur aus dem Auge und den Lippen des Mundes spricht eine still Freude. Zwei Schulkinder sind zu ihrem Namens- tage gekommen, um ihr zu gratulieren und ein paar frische Blumen als Geschenk zu bringen. Auch ein Sprüchlein wollte die Kleinere auftragen, allein sie hat nur die ersten Worte behalten und nun stot- telt sie; und die Große, die ihr einhelfen sollte, hat in der freudigen Aufregung gleichfalls Alles vergessen.  
Behäbig, mit schmunzelndem Gesicht sitzt die Freundin aus dem anderen Dorf neben der Lehrerin. Auch sie ist zum Namensstag gekommen und hat der Kranken in ihrem Hestkorb etwas Herz- haftes mitgebracht. Eine Großbäuerin ist es, mit hauchärmeligem Spenser, den Silberfiligranknopf zieren. Die rechte Hand hält an der Messingtrüd das mächtige „Regendach“, unter dem eine ganz Familie schlacht und recht Platz finden könnte.  
Rettung Schiffbrüchiger. Das Feuer hatte mit reizender Schnelligkeit um sich gegriffen. Wer noch lebte, und nicht verbrennen oder zur Tiefe fahren wollte, mußte über Bord. Und sie sprangen, obwohl die See hoch und höhl ging.  
Und die Lohse, die ihr Schiff verzeigte, wurde die Ursache ihrer Rettung. Am Strande hatte man das Feuer bemerkt und ein Boot bemannt. Hinaus ging es, daß die Riemen sich bogen! Und sie kamen zu rechten Zeit. Dem Leuten, der sich noch an eine Spiere hält, fliegt der Gummiring zu. Im nächsten Augenblick wird auch er im Boote sein. Das Segel geht in die Höhe; es ist die höchste Zeit: Schon neigt sich das Wrack, um in dem Strudel zu versinken.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Weuthstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!